

**Ursula Rabe-Kleberg,  
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg**

## **Familien im Zentrum – integrierte Dienste im Stadt- teil**

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

wenn Sie sich auf dieser Konferenz im Kooperationszusammenhang „E & C“ den Bedürfnissen und Problemen der Familien, aber auch deren Potenziale zu Partizipation im Stadtteil stellen werden, so verbinden Sie diese Orientierung zugleich mit der Forderung, die Dienste zu integrieren. „Familien im Zentrum“ und „Integrierte Dienste im Stadtteil“, hinter jedem dieser beiden Satzteile müsste ein kräftiges Ausrufezeichen stehen. Denn beides sind Forderungen, bislang nur wenig bedacht und nur selten zu Ende durchdacht – und wenn überhaupt, dann nur in Ausnahmefällen in Praxis realisiert.

Beide Forderungen bedürfen also jede für sich und in der hier gewählten Kombination der Begründung, der gedanklichen, der sozialen und nicht zuletzt der politischen. Hierzu kann ich mit den Überlegungen, die ich Ihnen heute vortragen möchte, nur ein Weniges beitragen. Aber vielleicht ist es sinnvoll, hier und heute, wo Sie sich ein wenig Zeit nehmen, Ihre in der Regel von vielfältigen Problemen und dauerndem Handlungsdruck geprägte Praxis gemeinsam zu reflektieren, einige grundlegende Gedanken vorzutragen – ohne akademische Besserwisserei und Anspruch auf unmittelbare Praxisumsetzung.

### **Über den Zusammenhang von Solidarität und Bildung**

Der französische Soziologe Emile Durkheim hat sich bereits vor mehr als 100 Jahren mit dem Problem befasst, das uns heute noch in seinen praktischen Auswirkungen bedrängt. Er bezeichnete die Tendenz zur Anomie als das Kernproblem moderner Gesellschaften und meinte damit eine Tendenz zur Regellosigkeit, zur fehlenden Akzeptanz allgemeiner Normen und damit einhergehend den Verlust des sozialen Zusammenhalts innerhalb von Gesellschaften.

Als eine wesentliche Voraussetzungen für die Integration, also für das Bestehen und Weiterbestehen moderner Gesellschaften, definierte er die Fähigkeit der Mitglieder einer Gesellschaft, sich sozial und kommunikativ auf einander zu beziehen. Diese Fähigkeit und diese gesellschaftliche Praxis nannte er „Solidarität“.

Dieser Gebrauch des Begriffs „Solidarität“,

also auf die inneren Beziehungen aller Mitglieder einer Gesellschaft gerichtet, mag zunächst überraschen, benutzen wir den Begriff alltäglich doch eher als einen, mit dem die einen als zugehörig und die anderen als ausgeschlossen definiert werden. Ich fühle mich solidarisch mit denjenigen, mit denen ich gemeinsame Interessen habe, mit denen zusammen ich aus dem gleichen Kiez, der gleichen Klasse, der gleichen Ethnie stamme. Oder auch mit denjenigen, die mir gar nicht gleich sind, denen gegenüber ich mich aber aus politischen oder humanistischen Gründen solidarisch fühle, den Armen in der sog. Dritten Welt, den beschnittenen Frauen, im Extrem vielleicht sogar gegenüber bedrohten Tierarten. Alle diese Verwendungen des Begriffs „solidarisch“ zielen auf eine reale oder imaginierte Gleichheit oder Homogenität.

Durkheim unterscheidet diesen Begriff von Solidarität, den er als „mechanisch“ bezeichnet und für eher einfach strukturiert hält, von der deutlich schwierigeren Vorstellung einer Solidarität unter Bedingungen der Heterogenität derjenigen, die da sozial kooperieren und letztlich zusammenhalten sollen. Durkheim nennt diese Art der Solidarität „organisch“ und bezieht sich damit auf das Bild des Körpers, bei dem höchst unterschiedliche Organe und Prozesse interdependent und komplex funktionieren (sollten).

Diese komplexe und widersprüchliche Art der Solidarität durch das Handeln der Mitglieder einer Gesellschaft herzustellen, stellt Durkheim als die Aufgabe jeder modernen Gesellschaft dar. Da dies in der Regel nicht oder nicht immer gelingt, sind moderne Gesellschaften ständig von Krisen des Auseinanderfallens mit der Folge von anomischen Zuständen bedroht. Soweit Durkheim vor mehr als hundert Jahren.

Was können wir für unsere Fragen und Probleme in der Praxis aus diesen Überlegungen folgern?

Zunächst, die von uns aktuell in den Gemeinden, Kiezen und Städten beobachteten Probleme und Krisen mögen in ihren jeweiligen Erscheinungen neu sein, sie sind aber „nur“ Ausdruck grundlegender Probleme jeder modernen Gesellschaft. Tendenzen zu gegenseitiger Ausschließung einerseits und Gruppenbildung andererseits, Exklusion und Inklusion, sind Versuche, dem Phänomen der Heterogenität zu begegnen. Allerdings hilflose Versuche, bzw. Versuche, die die Tendenz zur Anomie eher verschärfen, auf keinen Fall verringern.

Es bleibt nur der immer wieder zu erneuernde Versuch, Solidarität unter den Bedingungen der Heterogenität herzustellen, sprich unter den Bedingungen der verstärkten Individualisierung einerseits, der vielfältigen ethnischen Hintergründe oder soziale Lagen andererseits.

Solidarität ist aber nicht anzuordnen oder gesetzlich einklagbar. Solidarität, sozialer Zusammenhang und Zusammenhalt wird durch gesellschaftliche Praxis hergestellt (und gefährdet), also durch das Handeln der Menschen miteinander, durch Interaktion, durch Kommunikation, durch soziale Partizipation.

Da aber beginnt ja erst das praktische Problem, gegenseitige Verständigung, denn darauf läuft es ja hinaus, basiert auf Sprache, darauf miteinander sprechen zu können und zu wollen. Sprache aber verweist auf Bildung und Erziehung. Nicht zufällig hat sich Durkheim als einer der ersten Soziologen grundlegend mit den Aufgaben von Bildung und Erziehung in modernen Gesellschaften auseinandergesetzt. Die gemeinsame Erziehung der nachwachsenden Generation hält er für unhintergebar wichtig, in den Menschen eine gemeinsame Basis für gesellschaftliche Solidarität zu legen. Er nennt diese Basis Moral.

### **Bildung und Soziales**

In unserer aktuellen Diskussion über Bildung als einem Prozess vom ersten bis zum letzten Tag des Lebens, als einem Prozess, den die beteiligten Subjekte im Wesentlichen selbst steuern und der auf sozialen Verhältnissen gegenseitiger Anerkennung und des Respekts aufbaut, sprechen wir zwar eine andere Sprache als Durkheim vor 100 Jahren, bewegen uns aber durchaus in einem ähnlichen Argumentationszusammenhang. Auch hier geht es nicht (nur) um Wissen, Spezialisierung und Fachlichkeit, also Qualifizierung. Vielmehr wird Bildung als ein komplexer Prozess der Auseinandersetzung mit und Aneignung von Welt verstanden. Und Welt ist in diesem Sinne nicht nur die materielle Welt, sondern auch und vor allem die soziale, die Gesellschaft in der wir leben, die wir sind. Und wir müssen immer wieder neu lernen, in ihr zu leben und sie zu leben. So könnte man auch den Begriff der Partizipation deuten.

Wenn Bildung also so ein umfassender und zfassender Begriff ist, so beginnt und endet er nicht an der Tür des Kindergartens, der Schule, des Jugendfreizeitheims oder des Gemeindezentrums. Er umfasst den gesamten Raum, in dem sich das Leben abspielt. Und er umfasst den Raum als einem Sozialraum, d.h. er versteht die Menschen, mit denen die sich bildenden Subjekte zu tun haben, als Ko-Konstrukteure, als Subjekte, die an den Bildungsprozessen in der einen oder anderen Weise teilhaben (i.e. partizipieren), und die deshalb auch in gewisser Weise verantwortlich sind für die Bildungsprozesse der Kinder und Jugendlichen.

Bildungsprozesse spielen sich deshalb nicht in definierten, d.h. abgeschlossenen Räumen

oder Zeiten ab, sie überschreiten diese Grenzen dauernd, Bildungsinstitutionen müssen sich deshalb öffnen und ihre In-Sassen hinauslassen und andererseits Ko-Konstrukteure hineinlassen. Diese müssen nicht nur Bildungsexperten/innen sein, sondern können kompetente Laien sein, es könnten sogar (!) die Eltern sein.

### **Elternhaus und Bildung**

Im Unterschied zu der oben skizzierten Einbettung von Bildung in den Sozialraum organisieren wir Bildung als eine Veranstaltung von ausdifferenzierten Institutionen und spezialisierten Experten/innen. Gerade die Eltern, insbesondere die Eltern, die auf dem Hintergrund eines so definierten Bildungsverständnisses als „bildungsfern“ ausgegrenzt werden, stellen für solche Bildungssysteme das Außen, wenn nicht sogar das Feindliche dar. Partizipation wird systemisch verhindert. Solidarische Beziehungen im oben skizzierten Sinne, also auf der Basis gegenseitiger Anerkennung der Andersartigkeit erscheinen als unmöglich.

Beispiele guter Praxis aus anderen Ländern – hier sei auf die Entwicklung der Early Excellence Centres im Bereich vorschulischer Erziehung in Großbritannien verwiesen – zeigen, wie wichtig die Einbeziehung der Eltern und die gemeinsame Verantwortung von Professionellen und Eltern für die Bildungsprozesse der Kinder sind. Und die Jahrzehnte lang erfolgreiche Praxis, z.B. im Pen Green Centres in Corby, GB, zeigt auch, dass gerade Eltern mit niedrigem schulischen Niveau für die Bildungsprozesse ihrer Kinder Interesse und Respekt entwickeln, wenn sie denn eine Chance zur Teilhabe erhalten.

Basis dieses Erfolges ist eben gerade Teilhabe, d.h. Partizipation an der „Kultur des Aufwachsens“ ihrer Kinder in den Einrichtungen. Hier wird von Professionellen und Elternhaus gemeinsam Verantwortung für die Kinder getragen, nicht unter den Bedingungen idealisierter Harmonie, sondern unter den Bedingungen größt-möglicher Heterogenität in Bezug auf Herkunft und Milieu, Funktion und Position, mit anderen Worten unter den Bedingungen organischer Solidarität, um die Worte Durkheims noch einmal aufzunehmen

### **Integration und Soziale Dienste**

Nun ist es mit einer Integration der Eltern und Kinder, der Familien, in Einrichtungen, die vormals nur Kindern und Professionals vorbehalten waren, nicht getan.

Stellen wir Kinder und ihre Familien mit ihren Problemen und Potenzialen ins Zentrum, so kann es bei einer Fokussierung auf eine, die im weitesten Sinne Bildungsprofession nicht

bleiben. Bedürfnisse und Notwendigkeiten der sozialen Partizipation reichen weit über diese ausdifferenzierten Institutionen und Professionen hinaus.

Wieder zeigt das Beispiel der englischen Early Excellence Centres – von denen es inzwischen in Großbritannien über 300 gibt – dass es sich bewährt, auch andere Professionen und Sozialen Dienste – services – in ihren Praxen am Ort der Kinder zusammenzuführen – integrated services. In der Gemeinde werden Soziale Dienste für Kinder und ihre Familien so integriert, dass sie einerseits eine individuell auf die Kinder und Familien abgestimmte Versorgung leisten, andererseits aber die Potenziale und Partizipationsoptionen der Familie nicht bürokratisch beschränken, sondern vielmehr herausfordern und wenn nötig fördern.

Integration Sozialer Dienste aber heißt auch Kooperation und Solidarität (im o.g. Sinne) höchst unterschiedlicher und u.U. kompetitiver Professionen und Institutionen mit unterschiedlichen Logiken, Interessen und Habitus. Wie schwer dieses fällt, braucht im Kreise von Professionals nicht ausgemalt werden, wie notwendig, ja unhintergebar diese ist, habe ich versucht deutlich zu machen.

### **Ganz kurz: die Konsequenzen**

Ein Verständnis von Bildung als ein alle Lebensumstände begreifenden und ein Leben lang stattfindenden Prozess übersteigt die traditionellen und Sicherheit gebenden Grenzbeziehungen zwischen Professionen und Konzeptionen, Institutionen und Haushaltstiteln. Im Sozialraum, in dem Bildungsprozesse von Kindern und Erwachsenen in Ko-Konstruktion mit Professionellen und Sozialdiensten stattfinden, müssen diese Akteure zu einer Form des „solidarischen“ Handelns finden, die bisher als sicher weil vernünftig gehaltene Differenzen und Differenzierungen übersteigt.

Professionalität und Partizipation gehen so ein Bündnis ein, das von vielen Elementen struktureller Ungewissheit gekennzeichnet ist. Niemand hat gesagt, dass es dadurch einfacher werde!